

# Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meyers

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747958>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Aus den Briefen Conrad Ferdinand Meyers.

Ein Exzerpt von Carl Friedrich Wiegand.



D obwohl Conrad Ferdinand Meyer, wie Adolf Frey sagt, nach dem Kranze der Epistolographen nicht strebte, so hat er doch, neben der großen Anzahl gelegentlich hingeworfener Zeilen, für den größten Teil seiner ausführlicheren Briefe sich in Toilette an den Schreibtisch gesetzt. Obschon ferner Meyer in seiner großen Vorsicht niemals einen Affekt brieflich ausströmen ließ und die Verantwortung des geschriebenen Wortes wie kein zweiter schätzte, so kann man doch auch von diesen Briefen sagen, daß sie die Seele des Dichters von allen Seiten spiegeln. Briefe sind nun einmal ebensogut Zeugnisse menschlicher Größe wie Dokumente menschlicher Schwäche, des Leibes und der Seele, und es wäre schade, wenn der Künstler, der in Werk und Brief einen unverkennbaren Hang zur Stilisierung zeigte, es fertig gebracht hätte, seinen Menschen hinter den schweren Portieren einer sorgsam gehüteten Etikette zu verbergen. Das bringt uns gerade der kühlen Objektivität der Meyerschen Lebensart ein gutes Stück näher, daß wir in diesen Briefen die Gestalt des Dichters hinter dem deckenden Bilde heraustreten sehen. Somit empfängt der Biograph des Meyerschen Lebens seine vielfältige, verbürgte Bestätigung.

So geben diese Briefe uns wechselnde Nachricht über die frühzeitig angegriffene und häufig von Krankheiten aller Art heimgesuchte Gesundheit des Dichters. Über sein gesamtes Leben läßt sich die Zeile schreiben, die er im Jahre 1858 an Friedrich von Wyß sendet: „Ich leide und kämpfe viel.“ Im Jahre 1889 sucht er in einem Seelenwanderungsgedanken Trost: „Ich sagte mir: du hast offenbar in einem früheren Dasein irgend etwas Freyles unternommen. Da sprach das Schicksal: dafür soll mir der Kerl auf die Erde und ein Meyer werden.“ Hand in Hand mit einer großen seelischen Reizbarkeit geht bei C. F. Meyer ein auf feinste Reize eingestelltes Sensorium. „Ich bin für atmosphärische Einflüsse ausnahmsweise sensibel, ja sogar reizbar.“ Wie der alternde Goethe wird unser Dichter im vorgerückten Alter leicht abergläubisch, ja sogar ein unbestimmter Hang zu okkulten Dingen macht sich beim Verfasser des „Amulet“ bemerkbar. Gelegentlich schreibt er an Haessel: „Mit dem Spiritismus-Artikel würden Sie mir Freude machen“, und ein andermal tröstet er ihn ernsthaft: „Ich denke, die Zigeunerin wird schon Recht behalten.“

Meyer war im tiefsten Grunde eine verschwiegene Natur, in seiner Jugend freilich mehr als im Alter. Er beschweigt sein Seelenleben und liebt es auch, über seine literarischen Pläne interessierten Freunden und Bekannten den Mund zu schließen. Er fühlte sich besonders zu solchen Menschen hingezogen, auf deren Diskretion er bauen konnte. An Betty Paoli geht 1884 die offenbar abwehrende Zeile: „Kein Mensch ist weniger förmlich als ich. Wo ich ehre und traue, das bleibt und besteht.“ Der Ernst seines Lebens hatte Meyer frühzeitig zu einem ernststen Menschen gemacht. So gesteht er, daß er „starke ethische Anwandlungen“ habe. Es entspricht offenbar auch einem inneren Wesenszug, wenn er 1870 an Wille schreibt: „Mir individuell hinterläßt das Komische immer einen bitteren Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseligt.“ In diesem Zusammenhang ist es auch erklärlich, daß er den „Schuß von der Kanzel“ absichtlich herabsetzt und als „Pöffe“ bezeichnet. Aus dem ganzen Briefwechsel ist mir nur eine einzige humoristische Wendung im Gedächtnis geblieben, so, wenn er von dem Kellner in Silvaplana erzählt, der ihm zwischen zwei Bücklingen versichert, daß er den „Jürg Jenatsch“ gelesen habe und damit zufrieden sei. Und es ist ohne Zweifel bezeichnend, was er im Jahre 1880 über Kraszewski an Wille schreibt: „Er ist im Alter von nahezu 70 Jahren, welches ich im Umgang bevorzuge.“ Leichtsinelige Geister haben auf Meyer niemals einen Einfluß ausgeübt, es waren Männer von persönlichem und seelischem Schwergewichte, die ihn anzogen, denen er sich menschlich und künstlerisch unterordnete. Er, der unter dem „teilnahmslosen Wohlwollen und achselzuckenden Gewährenlassen“ jahrzehntelang gelitten hatte, er empfand es als eine Wohltat, Menschen, wie François Wille, Fr. von Wyz, Georg von Wyz, J. R. Rahn, Adolf Trenz und Hermann Lingg zu seinen Freunden zu zählen . . .

Auch der Interpret Meyerscher Werke empfängt durch die Brieffolge eine reichhaltige Orientierung. Einzelheiten über stoffliche und formelle Fragen, über kunsttechnische Probleme aller Art sind in reicher Fülle in den Briefen ausgestreut. Wir erfahren den ersten Gedanken an ein neues Motiv, die Bedenken der formellen Bewältigung; wir hören von den „schönen Gespenstern“, die den Dichter bedrängen, wir schauen mit ihm „die Flammen der Phantasie“, die das werdende Werk „umzußen“, und wir werden gewahr, mit welcher „Liebe zur Vollendung“ der Dichter sein Werk bis ins kleinste, bis auf den Einzelausdruck durchbildet und den Verleger während des Drucks der Borgianovelle fast täglich mit Postkarten bestürmt, daß ja kein Druckfehler stehen bleibt.

In seiner Autobiographie betont der Dichter selbst, welchen großen Einfluß François Wille auf ihn ausgeübt hat. Ihm brachte er den

Brouillon seiner Werke, sprach das werdende mit ihm durch und richtete sich auch nach dem Urteile des Freundes, wenn er das Gefühl hatte, daß Wille im Recht war. Georg und Friedrich von Wyß kamen ihm mit ihren historischen Kenntnissen zu Hilfe, und J. R. Rahn wurde häufiger von dem Dichter als Kulturhistoriker in Anspruch genommen. Er geht mit Freund Rahn in „dekorativer Hinsicht“ seine Arbeiten durch und setzt wohl auch gelegentlich den flinken Zeichenstift des Freundes in Bewegung, der ihm, allezeit hilfsbereit, Menschen und Bauten vergangener Zeiten für entstehende Arbeiten kulturhistorisch treu entwirft. Von hohem Interesse ist es, zu vernehmen, daß C. F. Meyer Jakob Burckhardt genau gekannt hat. Gelegentlich kritisiert er wohl ein scharf gefaßtes Urteil des großen Baslers. An J. R. Rahn 1871: „Burckhardts Urteile sind doch manchmal sehr voreingenommen und auch unvollständig.“ Der Tod des Renaissanceforschers geht ihm sehr nahe, und zu dessen Lebzeiten schreibt er zum Jahreswechsel 1891/92 an Hans Trog, der mit Jakob Burckhardt befreundet war: „Wenn Sie eine Gelegenheit mit Ihrem Jakob Burckhardt zusammenführt, bitte, empfehlen Sie mich ihm, ich bin ihm, ohne persönliche Bekanntschaft, großen Dank schuldig.“

In seinen Briefen an Hermann Lingg nennt sich Meyer selbst einen Dilettanten. Selten aber bietet ein Dichter ein solch unantastbares Künstlerporträt wie gerade Conrad Ferdinand Meyer. Während der Dilettant sich alles zutraut, hunderterlei beginnt und fast nichts zu Ende bringt, war Meyers künstlerische Kraft nie kleiner als seine künstlerischen Pläne. Darum finden sich in den nachgelassenen Werken des Dichters keine dilettantenhaften Bruchstücke. Es sind im ganzen vier Fragmente, die in der Brieffolge erwähnt werden. Bei keinem aber hat man den Eindruck, daß Meyers künstlerische Machtmittel vor der Aufgabe versagt hätten. Der Dichter läßt ein Thema fahren, weil das künstlerische Motiv sich als unergiebig erwies, weil ihm die Zeit gebrach, oder weil der Verleger Haessel Bedenken erhob. Im Jahre 1883 schreibt er über eine unvollendete Novelle „Duno Duni oder die Gewissensehe“ an Adolf Frey: „Ich habe jetzt eine Novelle in Händen mit einer zwei Jahre älteren Frau (älter selbstverständlich als ihr Liebhaber), welche sc. die Frau, unendlich liebenswürdig ist oder wenigstens so geschildert werden soll.“

Nach dem starken Erfolg seines „Jürg Jenatsch“ gedachte Meyer wiederholt einem größeren Stoffe sich zuzuwenden. Der „Graf von Toggenburg“, den der Dichter auch als den „Dynasten“ bezeichnet, sollte in einem größeren Rahmen, in der Form eines Romans, ungefähr in den Proportionen des Jenatsch, ausgebreitet werden und den furchtbaren Kampf des aus dem Vermächtnis des Toggenburgers erwachsenen Bürgerkrieges zeigen. Die Arbeit schien nicht leicht zu sein, er schreibt:

„Der Toggenburger hat einen schweren sittlichen Gehalt, und es wird Mühe kosten, ihn zu beflügeln.“ In einem Brief an Georg von Wyz gibt der Dichter in großen Umrissen das Motiv dieser Arbeit an, die er sich ursprünglich als kleine Novelle vorgestellt hatte. Nach einer Meldung der Chronik Edlibachs, nach welcher die gemeine Rede gehe, der Graf von Toggenburg habe den Schweizern die Haare zusammengebunden, kam Meyer auf diesen Stoff. Er gedachte, den „Dynasten auf dem Sterbebette“ zu behandeln. Worauf es ihm bei dieser Arbeit ankam, geht aus folgender Briefstelle hervor: „Nun liegt mir daran, neben dem geschichtlichen Urteil über die Charaktere des Grafen, Redings, Stüßis, mir einen klaren Begriff zu bilden, wie ungefähr — frühere hingeworfene Worte vorausgesetzt — der Graf zwischen Reding und Stüßi, welche beide ich, einen kurz nach dem anderen, an sein Sterbebett zu bringen wissen werde, den Streitapfel mit historischer Wahrscheinlichkeit werfen konnte, d. h. welche Länder seines Erbes und mit welchen verdeckten Worten er zweideutig beiden versprechen mochte. Diese verräterische Absicht ist natürlich nicht geschichtlich, aber psychologisch und poetisch wahr; es handelt sich nur darum, sie wahrscheinlich zu machen.“ Er schreibt über diesen Stoff an fast alle Freunde und bezeichnet ihn Otto Brahm als „unendlich ergiebig“. An F. v. Wyz geht schließlich die Nachricht, daß ihn die Novelle reut. Der Verleger Haessel hatte mittlerweile seine Einwände erhoben.

Eine andere nie vollendete Dichtung, die C. F. Meyer mindestens so lang beherrschte wie die Arbeit an Jenatsch, nennt er den „Komtur“. „Den ‚Komtur von Rüsnacht‘, den ich 1878 im Frühjahr zu beenden hoffe, betrachte ich als mein Bestes, er wird eine Fülle von Leben enthalten und ein richtiger Roman sein.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Ein Großes ist, daß, wie ich davon überzeugt bin, der Plan durchaus Stich hält. Aber je besser der Plan, desto mehr Kraft und Feuer wird es bedürfen, denselben würdig auszuführen. Mögen mir gute Sterne leuchten!“ Ehe eine Zeile von dem Werke geschrieben war — Meyer trug seine Werke jahrelang aus, ehe er die Feder ansetzte — erbot sich Julius Rodenberg, den ganzen „Komtur“ in die „Deutsche Rundschau“ zu nehmen. Über dasselbe Werk schreibt er an Haessel: „Sie wissen, wie ernst ich es nehme, sehr ernst, und daß mir der Erfolg des Tages durchaus nicht in erster Linie steht!“ Und an anderer Stelle: „Der ‚Komtur‘ und der ‚Heilige‘ sind mir beide sehr lieb; wenigstens glaube ich nicht zurück, sondern ganz entschieden vorwärts zu gehen.“ Allgemein spricht er sich in einem Briefe an Hermann Lingg über die geplante Arbeit aus: „übrigens wende ich mit dieser Arbeit dem Hochmittelalter, d. h. der Ritter- und Pfaffenzeit, das ich eigentlich nicht

leiden kann, ja hasse, den Rücken und tauche mich in meiner nächsten Komposition, die ziemlich große Proportionen annehmen will und auf die ich mich freue wie ein Kind, in die volle Renaissance.“ Seinem Freunde, dem Schriftsteller Adolf Calmberg, der in Rüksnacht Seminarlehrer war, charakterisiert er das entstehende Werk in großen Zügen: „Es soll zweimal so groß als der Jenatsch werden, entweder ein Roman oder ein reines Epos: die Figuren, die Fabel sind noch fluid. Fest aber steht der Grundgedanke: Übergang von einer Zeit in die andere in einer Reihe von Charakteren. Trotz der zahlreichen Unterliegenden ein Triumphzug der Menschheit.“ Auch diese große Arbeit, deren Unterdrückung jeder Freund der Literatur bedauern wird, hat Meyer nicht zu Ende führen können. „Der ‚Komtur‘ liegt im weiten Felde“ heißt es an einer Stelle und an Haessel schreibt er: „Offen gestanden, ich habe wirklich einen großen historischen Roman im Entwurf, aber als Sie so jammerten, als hätten Sie im ‚Jenatsch‘ einen Krebs erworben, glaubte ich, ich dürfe Ihnen nicht mit zwei bis drei Bänden kommen und begann den Stoff, einen herrlichen Stoff, wieder in die Enge zu ziehen.“

Ein viertes Fragment betitelt sich „Petrus Binea“. Im August 1887 meldet er Haessel: „Dann, wohl nicht vor Neujahr, geht es an Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler, Petrus de Binea, für dessen Verrat ich die allernatürlichste, aber psychologisch merkwürdige Begründung glaube gefunden zu haben. Unter einem Kaiser und Kanzler tue ich es einmal nicht mehr.“ Er verspricht, den Binea mit möglicher Tiefe zu fassen. Noch im Jahre 1891 schreibt er an Haessel: „Ich beginne jetzt meinen Friedrich II. mit Petrus Binea, ein herrlicher Stoff, edle Menschen, keine oder fast keine Greuel, große Probleme!“ Im Februarheft der „Deutschen Rundschau“ des Jahres 1901 hat Adolf Frey den unausgeführten Plan dieses Werkes unter dem Titel „Conrad Ferdinand Meyers Petrus Binea“ veröffentlicht.

Sehr interessant ist es, zu erfahren, daß Meyer, ähnlich wie Gottfried Keller, jahrzehntelang sich mit der Hoffnung trug, ein Dramatiker zu werden. 1883 schreibt er an Wille: „Ich brenne für mein Drama.“ Drei Jahre später gesteht er ihm: „Überdies wird die Dramenversuchung immer stärker. Ich würde nur das erstemal sehr moderne Reize anwenden, nicht jedoch ohne starkes poetisches Interesse, um desto schneller Fuß zu fassen.“ Auch dem Maler Stückelberg teilt er mit, daß ihn der „Dramenteufel plagt“. Seinem Verleger Haessel schreibt er im Jahre 1892, daß er sich mit der Absicht trage, die „Hochzeit des Mönchs“ und die „Richterin“ zu dramatisieren und diese Dramen unter dem Titel „Theater von Conrad Ferdinand Meyer“ herauszugeben gedenke. Auch nach Deutschland war die Kunde gedrungen, daß Meyer sich mit Dramenplänen beschäftige. Die königlichen Bühnen in Berlin fordern ihn auf,

ein Drama einzureichen. In einem Briefe an Hermann Lingg spricht sich der Dichter über seine Theaterabsichten etwas deutlicher aus. „Haben Sie meine kleine Rezension in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ über Dahns ‚Roderich‘ gelesen? Da blickt meine Sehnsucht durch, nicht nach dem Bühnendrama (das ist mir Nebensache), sondern nach jenem Shakespeareschen Drama mit ganz lebendigen vollständigen Menschen, wo die Handlung mit Notwendigkeit aus den Charakteren hervorgeht, das haben Hebbel und Otto Ludwig versucht, der eine fragenhaft, der andere mit müden, von der Anstrengung zitternden Händen.“

Ich breche ab. Es galt mir nur, über einige interessante Kapitel die Briefstellen aus dieser umfänglichen Publikation zusammenzutragen. Man muß diese beiden Schwergewichtsbände selbst lesen und genießen.

Die mühevolle Arbeit der Edition der Meyerbriefe hat Adolf Frey geleistet. Schon die Loslösung dieser ungezählten Briefe aus dem Handschriftlichen muß bei der überraschend wechselnden Schrift Meyers eine große Mühsal gewesen sein. Durch einen umfänglichen Fußnotenapparat klärt der Herausgeber jede Dunkelheit in den einzelnen Briefen auf. Es ist erstaunlich, wie tief Adolf Frey nicht nur in das Leben und Lebenswerk Meyers, sondern auch in die schweizerische Familiengeschichte eingedrungen ist. Am Schlusse des zweiten Bandes stehen die vom Herausgeber sämtlich beigebrachten Rezensionen und Artikel des Dichters. Ein peinlich durchgeführtes Personen- und Sachregister weist die korrespondierenden Stellen nach. Der Verlag von S. Haessel, Leipzig, hat die Meyerbriefe, der hohen Bedeutung der Publikation entsprechend, ganz vorzüglich ausgestattet. Zu Anfang des ersten Bandes befinden sich acht faksimilierte Schriftproben. Der „Seehof“ in Meilen und der Dichtersitz in Kilchberg, die zwei bekannten Wohnungen C. F. Meyers, erscheinen im Bilde. Je eine Photographie des Dichters ist dem ersten und dem zweiten Bande vorangestellt. Das Bild aus der Lebensrüstung kann man nicht ohne tiefe Rührung betrachten.

Mögen die Meyerbriefe den Leserkreis finden, den sie verdienen!

